

(Nachdruck verboten.)

8) Mafia.

Roman aus dem modernen Sizilien von Emil Kasmussen.
Autorisierte Uebersetzung von E. Stine.

In seinen Gefühlen sonderbar aufgewühlt, stand Lo Forte zerstreut neben dem Grafen und folgte dessen Erläuterungen mit einsilbigen Bemerkungen, die er an rechten und unrechten Stellen einstreute. Als er sich aber umfah, war der Graf fort, und auf seinem Blase stand der Kapitän und zeigte auf ein Männerporträt.

„Kennst Du diesen Mann?“

„Sollte ich unsere Ministerpräsidenten nicht kennen?“

„Ist es nicht seltsam zu denken, daß dieser Mann vor diesem Weibe auf den Knien lag, mit dem Kopf in ihrem Schoße, und weinte — vergebens weinte. Während er stieg und stieg . . . in der Achtung und Bewunderung seines Volkes, war sie — sie — der Wurm in seinem Herzen, der nie starb. So oft er das Ruder hatte, war Gräfin Lucia allmächtig innerhalb des Gesichtskreises, den sie umfaßte. Wenige ahnten, daß auch dieses Mannes Herrlichkeit wurmstichig war . . . durch Lucia.“

„Weißt Du, ich kann das begreifen.“

„Noch heute? Bist Du toll?“

„Wenn ich dieses Bild ansehe. Ja — selbst heute noch.“

„Tavohl, sie hat Männer auf die Probe gesetzt — Männer zu dem Höchsten angestachelt, was sie vermochten. Dieser Dichter hier, der Vater unseres gemeinsamen Freundes Ettore . . .“

„Was sagst Du? Ist Ettore nicht der Sohn des Grafen?“

„Ich glaubte, Du wüßtest es? — Nun, dieser Dichter ist ja ein Mann, auf den wir alle mit Recht stolz sind. Aber Du hättest die Briefe sehen sollen, die er an Gräfin Lucia geschrieben — sie hat sie mir gezeigt —, als seine Leidenschaft ihm damals in ihrem vollen Umfang aufging und er die Geliebte mit einem anderen teilen mußte . . . ich sage Dir, alles, was er geschrieben und worauf er seinen Namen gegründet, verbläht und wird zu einem Nichts neben diesen Briefen.“

„Wie all dies, was Du da sagst, mich erwärmt! Ettore wegen! Ich habe mir immer selbst gesagt, daß in diesem Manne das Blut von großen Ahnen fließe. Er ist etwas — er ist über allen anderen. Er ist . . . ist . . . ach ja! Entschuldige, daß meine Stimme so sonderbar zittert, wenn ich von Ettore spreche. Ich kann nicht an ihn denken, ohne wie ein Verliebter zu schwärmen.“

„Ein braver Junge! Ein braver Junge! Aber . . .“

„Aber?“

„Sie hat feinetwegen manches durchzumachen.“

In diesem Augenblick trat die Gräfin ein, zum Fortgehen bereit.

Oben hörte man Uebungen auf der Flöte.

„Was soll ich nun mit Ihnen tun, Kapitän? Ich will Sie nicht mithaben, denn ich habe mit dem Ingenieur zu sprechen, und ich will Sie auch nicht unten bei meinen Mädchen haben. Gehen Sie hinaus zum Grafen, aber stören Sie ihn nicht! Ich habe gesagt, er soll heute abend Flöte spielen.“

„Ich werde dem Willen der Gräfin getreulich gehorchen!“ erwiderte der Kapitän in einem so galanten Tonfall, daß man vermuten konnte, es würde als Reaktion ein recht sinkendes Wort folgen, sobald die Gräfin erst aus der Türe war. — — —

Es war die Dämmerstunde. Auf dem Corso herrschte wimmelndes Leben. Die Bauern standen in großen Haufen, regungslos wie Blöcke, mitten auf der Straße.

Als die Gräfin vorbeikam — sie ging langsam —, grüßten die meisten, und alle fixierten die hochgewachsene kräftige Gestalt des Ingenieurs mit dem offenen rotgebrannten Gesicht und dem ungewöhnlich blonden, wie sonnengebleichten Vollbart.

„Ingenieur,“ begann die Gräfin, „ich muß mit Ihnen von Ettore sprechen. Sie müssen meine Heftigkeit von heute entschuldigen, aber ich gehe in einer stillen Verzweiflung um meinen Sohn umher. Der unglückliche Junge schreibt, er sei Sozialist geworden. Er will sein Erbteil der Agitation geben. Er will selbst mit seiner Feder und seinem Kopfe verdienen.

Er schreibt Briefe an mich, als sei ich nicht mehr seine Mutter, als sei er von dem Augenblick an, da ich ihn zur Welt brachte, eine Stunde des Tages meinen Gedanken fern gewesen. Sie müssen mir helfen, Ingenieur; ich kann ohne den Jungen nicht leben!“

„Was kann ich tun, Gräfin? Stellt er Anforderungen irgendeiner Art?“

„Nichts! Es ist bloß, als seien ich und alle meine Verhältnisse ihm vollständig gleichgültig — oder richtiger gesagt widerwärtig geworden.“

„Und könnten Sie nicht durch Aenderung dieser und jener Verhältnisse ihn günstiger stimmen?“

„Was versteht das Kind vom praktischen Leben?“

„Aber jedenfalls beugt er sich nicht.“

„Sind Sie selbst Sozialist?“

„Nein.“

„Kennen Sie diesen Professor Ferri, den er so heftig anbietet?“

„Es ist Eisen in ihm, wie sein Name sagt. Und er ist der erste Redner des Landes. Mich hat er allerdings nicht so stark beeinflußt. Seine Vorträge sind ein wenig zu sehr nach derselben Schablone zugeschnitten und wirken nur durch einen besonderen Effekt: eine ruhige, überzeugende, sachliche Einleitung und ein Schlufsbombardement von herausgeschleuderten Brandworten, die keiner ihm nachmachen und denen selten einer widerstehen kann. Denken Sie sich ein Maschinengewehr mit drei, vierhundert Schüssen in der Minute — das ist Ferri.“

„Wenn wir den hier unten hätten! — Und die Jugend geht mit ihm?“

„Sie sollten sein Auditorium hören, wenn er endet! Die Wände zittern. Man kann sich an den Augen der Studenten verbrennen.“

„Verwünscht, daß ich Ettore gerade nach Rom schicken mußte!“

Sie standen bei der Kirche.

Eine alte Frau ohne Nase schob den schweren gefütterten Vorhang beiseite, und sie traten in das kleine Gotteshaus.

Ein Ueberfluß von Wachslöchern machte die stauberfüllte Luft noch erstickender: ein schwerer Brodem von schmutzigen, verschwitzten Kleidern mischte sich mit Räucherduft und Knoblauchgeruch. Die Kirche war voll von Bauern, welche andächtig einem Priester lauschten, der von einem an der rechten Langseite provisorisch errichteten Predigerstuhl herab eine flammende Rede hielt.

Eine alte Stuhlverschieferin brachte für einen Soldo der Gräfin einen geflochtenen Wirsinstuhl.

Sie waren mitten in die Predigt gekommen.

Der Stadtpfarrer Don Gerlando war ein rotgedunsener Herr von etwa fünfzig Jahren, der von seinen brufflosartigen aufgehängten Armen und seinen acht kurzen dicken Fingern — die letzten beiden an der rechten Hand waren von Geburt an trumm und gegen die Handfläche gebogen — energischen Gebrauch machte. Er sah aus wie eine Einfalt, die sich bewußt ist, welche Begabung die Würde erfordert — und sie mit dem Talar anlegt. Seine Stimme war barsch und der Blick streng. Aber mitten im Gesicht saß der kleine Kindermund wie ein lebendiger Protest gegen seinen Kirchendonner: er war wie gemacht, um Fruchtkaramellen zu lutschen.

Ja, Don Gerlando war barsch und nicht ohne Grund! Hatte er es sich doch ersichtlich diesen Abend zur Aufgabe gemacht, jene Unwissenden zu widerlegen, die die Existenz eines persönlichen Teufels bezweifeln. Als er nun unten in der Kirche sein Reichthum, die Gräfin, erblickte, tat er noch einen weiteren Schritt in das Tragische hinaus und umkleidete sich mit dem ganzen Pathos der Verebtheit.

— — und ich will Euch erzählen, wie es einem Manne erging, der nicht an den Teufel glaubte. Eines Tages spricht ein Freund zu ihm: Laß mich doch sehen, ob Du es wagst, zur Mitternachtsstunde in die Tempelruinen hinabzugehen, allwo die bösen Geister haufen, und dreimal den Bösen zu rufen. Und der Freche — der ganz gewiß ein Freimaurer war — geht hinab und ruft dreimal: Satanas! — Satanas! — Satanas! —

Hier machte er eine kleine Kunstpause, während es den andächtigen Bauern kalt über den Rücken lief.

„Und was glaubt Ihr, das nun geschieht? Er hört einen unterirdischen Donnerlärm und vor seinen Füßen öffnet sich ein Feuerrachen und zischt eine turmhohe Flamme empor gen Himmel, während eine Stimme erschallt: Mensch! Was willst Du von mir! Der Unglückliche ist einen Augenblick blind, aber als er sein Augenlicht zurückerhält, sieht er vor sich eine schwarze Gestalt mit Augen wie Blut, mit Hörnern an der Stirne, einer Mähne im Nacken und einer blauen Flamme im Munde. Der Vermessene streckt die Zunge heraus —“

Abermals eine kurze Pause, diesmal vor Schrecken darüber, daß er in seiner Ekstase zwei Bilder ineinander geklebt hat; als er aber die beispiellose Wirkung sieht, schöpft er neuen Mut und fährt fort:

„Seine Augen stehen starr in ihren Höhlen; all seine Glieder sind wie Stein geworden, und als er zu Gott um Hilfe beten will, merkt er, daß seine Zunge gelähmt ist!

Am nächsten Morgen findet man seinen Körper.

Die Seele hat Satan genommen! —“

Diese schlichte Erzählung aus dem täglichen Leben drückt die treuerzigen Seelen ins Knie und bereitet ein fruchtbares Erdreich für das Samen Korn der Ermahnung, das er zuletzt austreut; verlieret niemals den Glauben an den persönlichen Teufel, denn sonst würde es Euch ergehen wie jenem Freimaurer!

Don Gerlando trocknete sich den Schweiß von der Stirne und stieg hinab in der festen Ueberzeugung, den richtigen Schreck in die Herzen seiner Gemeinde gesät zu haben.

Die Treppe knarrte unter der doppelten Last seines Korpus und seiner Verantwortung.

Damit war auch der ernstere Teil des Gottesdienstes zu Ende.

Oben von der Empore über dem Eingang scholl eine jubelnde Musik. Das einzig Religiöse daran war, daß sie auf der Orgel in einer Kirche gespielt wurde — sowie das einzig Religiöse an dem Priester darin bestand, daß er in einer Kirche sprach und einen Talar trug.

Zugleich begann man Lotteriezettel für eine die Madonna vorstellende geweihte Puppe auszubieten, die jeden Abend während der neuntägigen Andacht verlost wurde.

Man füllte diese Zeit mit Musik aus. Nach dem Bräudium folgte ein munterer Chorgesang junger Mädchen, eine naive, melodiose Musik, von frischen Stimmen getragen, die den Raum mit Freude füllten.

Als der Chor schwieg, ertönte eine Stimme wie Kristall, so kindlich rührend und klangschön, wie das Kind sich den Gesang der Engel vor Gottes Thron träumt.

Die Gräfin berührte den Arm des Ingenieurs und rief: „Biddu, Biddu!“

Er war schon ganz Ohr.

Es war ja Musidda, die da sang! Seine erste weibliche Bekanntschaft in der Stadt!

(Fortsetzung folgt.)

Moiron.

Von Guy de Maupassant.

Als einmal von Franzini gesprochen wurde, sagte ein Herr Malourcau, der unter dem Kaiserreich Generalanwalt gewesen war, zu uns:

„O, da habe ich vorzeiten einmal einen in mehrfacher Hinsicht sehr merkwürdigen Fall gehabt, wie Sie gleich sehen werden.“

Ich war damals Staatsanwalt in der Provinz und dank meinem Vater, der oberster Gerichtspräsident in Paris war, bei Hofe sehr gut angeschrieben. Da hatte ich in einem Prozeß zu plädieren, der als Fall „Moiron“ seine Berühmtheit erlangt hat. Herr Moiron, ein Schullehrer aus dem nördlichen Frankreich, genoß weit und breit des besten Rufes.

Er war ein intelligenter, besonnener, sehr religiöser, etwas wortlanger Mann. Er hatte sich in der Gemeinde Boislinot, wo er sein Amt hatte, verheiratet. Die drei Kinder, die ihm geboren wurden, starben nacheinander.

Von da an schien er die ganze Liebe seines Herzens auf die ihm anvertraute Schar der Schulkinder zu übertragen. Er kaufte aus eigenen Mitteln Spielsachen für seine klügsten und artigsten Schüler; er lud sie zu kleinen Festen ein, und fütterte sie mit Naschwerk und Kuchen. Alle Welt liebte und lobte den ehrlichen Mann, diese Seele von einem Menschen — da starben plötzlich Schlag auf Schlag fünf seiner Böglinge auf sonderbare Weise. Man glaubte an eine durch schlechtes Wasser entstandene Epidemie;

man suchte nach Ursachen, ohne sie zu finden, um so mehr, als alle Symptome höchst sonderbar waren. Die Kinder erschienen wie von einer schleichenden Krankheit befallen, sie aßen nicht mehr, klagten über Leibschmerzen, schlepten sich einige Zeit hin und starben dann unter fürchterlichen Qualen.

Die Leiche des zuletzt Gestorbenen wurde geöffnet, aber man fand nichts. Die Eingeweide wurden zur Untersuchung nach Paris geschickt, und keinerlei Gift wurde entdeckt.

Ein Jahr lang ging alles gut, dann starben zwei kleine Knaben, die besten Schüler der Klasse, Moirons Lieblinge, in vier Tagen. Wieder wurden die Leichen untersucht, und bei beiden fand man in den Eingeweiden Reste von gestoßenem Glas. Man schloß daraus, daß die beiden Knaben unvorsichtigerweise irgend eine schlecht gereinigte Speise gegessen hatten. Schon Splitter von einem zer schlagenen Glase in einem Napf Milch konnten so wirken; und die Sache wäre nicht weiter verfolgt worden, wenn nicht Moirons Magd krank geworden wäre. Der Arzt erkannte die Krankheit der beiden verstorbenen Knaben bei ihr wieder; er fragte sie aus, und sie gestand ihm, sie habe Bonbons gestohlen, die der Lehrer für seine Schüler gekauft hätte, und sie gegessen.

Das Gericht ordnete eine Durchsuchung des Schulhauses an, und es wurde ein Schrant voll Spielsachen und Süßigkeiten gefunden. Fast alle diese Lederlein enthielten Glassplitter oder Stücke von zerbrochenen Nadeln.

Moiron wurde verhaftet, erschien aber so ehrlich empört und erkaunt über den auf ihn lastenden Verdacht, daß wir ihn fast wieder freigegeben hätten. Aber die Beweise für seine Schuld waren so überzeugend, und trotz seines ausgezeichneten Rufes konnte ich nicht länger zweifeln, obgleich ich keinen Grund sah, warum er so gehandelt hätte.

Warum hatte dieser gute, einfache, religiöse Mensch Kinder getölet? Und gerade die Kinder, die er am meisten zu lieben schien, die er verwöhnte, die er mit Süßigkeiten überschüttete, für die er von der Hälfte seines Gehaltes Spielsachen kaufte?

Er mußte wahnsinnig sein! Aber Moiron erschien so vernünftig, so ruhig, so voll gesunden Menschenverstandes, daß es unmöglich war, ihn für irrsinnig zu erklären. Aber die Beweise häuften sich! Die Bonbons, die Kuchen, die Eibisch-Pasteten und die andern Lederlein aus den Läden, in denen der Schullehrer seine Einkäufe gemacht hatte, enthielten nichts Verdächtiges.

Da behauptete er, ein unbekannter Feind müsse seinen Schrant mit einem falschen Schlüssel geöffnet haben, um das Glas und die Nadeln in die Süßigkeiten zu verstecken. Und er er fand eine Erbschaftsgeschichte; die durch den Tod eines Kindes ihre Lösung gefunden hätte. Der Erbe habe einen Bauern gedungen, damit er den Verdacht auf den Lehrer lenke. „Dieser Schuft,“ sagte er, „hat sich nicht daran gekehrt, daß auch noch andre kleine Kinder zugrunde gehen mußten.“

Diese Deutung war nicht unmöglich. Der Mann trat so sicher auf und war so gekränkt und empört, daß wir ihn freigesprochen hätten, wären nicht noch zwei Beweise hinzugekommen.

Der erste war eine Schnupftabakdose voll gestoßenen Glases! Eine Dose, die ihm gehörte, und die in einem Geheimfache des Schreibtisches gefunden wurde, wo er sein Geld verwahrte!

Auch diesen Fund erklärte er auf fast annehmbare Weise als eine letzte List des unbekanntes wirklichen Schuldigen. Da erschien ein Kaufmann aus Saint-Marlouf beim Untersuchungsrichter und erzählte, ein Herr habe zu verschiedenen Malen Nadeln bei ihm gekauft, die feinsten Nadeln, die er finden konnte, und habe sie zerbrochen, um zu sehen, ob sie ihm zusagten.

Der Kaufmann, dem etwa zwölf Personen gegenübergestellt wurden, erkannte Moiron sogleich. Und die Untersuchung ergab, daß der Lehrer wirklich an den bezeichneten Tagen bei dem Kaufmann gewesen war.

Ich übergehe schreckliche Aussagen von Kindern über die Auswahl des Naschwerkes, und wie er streng darauf gehalten hatte, daß sie vor seinen Augen bis aufs letzte verzehrt würden.

Die empörte öffentliche Meinung verlangte eine strenge Bestrafung und war erschreckend ungesümm geworden, wie alles, was Hindernisse und Verzögerungen überwinden muß.

Moiron wurde zum Tode verurteilt. Seine Appellation wurde verworfen. Es blieb ihm nur übrig, ein Gnabengesuch beim Kaiser einzureichen. Ich wußte durch meinen Vater, daß es verworfen werden würde.

Da, als ich eines Morgens in meinem Arbeitszimmer saß, wurde mir der Besuch des Gefängnisgeistlichen gemeldet.

Es war ein alter Priester mit viel Menschenkenntnis, der ausgezeichnet mit Verbrechern umzugehen verstand. Er war unruhig, verwirrt, verlegen. Nachdem er einige Minuten von allerlei andern Dingen gesprochen hatte, stand er plötzlich auf und sagte:

„Wenn Moiron enthauptet wird, Herr Staatsanwalt, dann stirbt ein Unschuldiger.“

Dann ging er ohne Gruß fort und ließ mich unter dem tiefen Eindruck seiner Worte zurück. Er hatte sie so bewegt und feierlich ausgesprochen, daß ich annehmen mußte, wenn nicht das Weichgelmnis wäre, könnte er mehr sagen, könnte er Moirons Unschuld beweisen.

Eine Stunde später reiste ich nach Paris, und mein Vater bat den Kaiser um eine Audienz für uns beide.

Ich wurde am nächsten Tage empfangen. Seine Majestät arbeitete in einem kleinen Salon, als wir vorgelassen wurden.

Ich trug ihm die ganze Sache, einschließlich des Besuchs des Priesters vor, und war im eifrigsten Sprechen, als hinter dem Lehnstuhl des Kaisers eine Tür aufging und die Kaiserin erschien, in der Meinung, sie träge ihren Gatten allein. Seine Majestät fragte sie um Rat. Sobald sie das Nähere gehört hatte, rief sie:

„Dieser Mann muß begnadigt werden. Er ist unschuldig!“

Warum weckte diese plötzliche Ueberzeugung einer so frommen Frau einen so furchtbaren Zweifel in mir?

Ich hatte die Aufhebung der Todesstrafe glühend erwünscht. Und plötzlich fühlte ich, daß ich das Spielzeug, der Narr eines schlauen Verbrechers war, der den Priester und die Weichte als letztes Verteidigungsmittel gemißbraucht hatte.

Ich teilte den Majestäten meinen Verdacht mit. Der Kaiser schwankte, seine natürliche Güte und die Furcht, von einem Elenden betrogen zu werden, rangen miteinander; aber die Kaiserin, überzeugt, daß der Priester einer göttlichen Eingebung gehorcht habe, sagte:

„Gleichviel! Lieber einen Schuldigen straflos ausgehen lassen, als einen Schuldlosen töten!“

Ihre Ansicht trug den Sieg davon. Die Todesstrafe wurde in Zwangsarbeit verwandelt. Einige Jahre später wurde Moiron, dessen müßerhafte Führung im Gefängnis von Toulon der Kaiserin gemeldet wurde, Diener beim Gefängnisdirektor.

Und dann hörte ich von diesem Manne lange nichts mehr.

Vor zwei Jahren aber, als ich den Sommer bei meinem Wetter Varielle in Lille verbrachte, wurde mir eines abends, als ich mich eben zu Tisch setzen wollte, gesagt, ein junger Priester wünsche mich zu sprechen.

Ich ließ ihn eintreten, und er bat mich, zu einem Sterbenden zu kommen, der mich durchaus sehen wolle. In meinem langjährigen Beruf als Richter war mir das schon oft passiert; und obgleich die Republik mich etwas kalt gestellt hatte, wurde ich doch noch von Zeit zu Zeit zu Sterbenden gerufen.

Ich folgte dem Geistlichen, der mich in eine kleine, ärmliche Dachwohnung in einem großen Arbeiterhause führte.

Dort fand ich auf einem Strohsack einen sonderbaren Sterbenden, der in sitzender Stellung an die Wand gelehnt war, damit er atmen konnte.

Es war eine Art fraßenhaftes Skelett mit tiefen, glühenden Augen.

Als er mich erblickte, fragte er leise:

„Erfennen Sie mich?“

„Nein.“

„Ich bin Moiron.“

Mich überließ ein Schauer, und ich fragte:

„Der Lehrer?“

„Ja.“

„Wie kommen Sie hierher?“

„Das würde zu lange dauern. Ich habe keine Zeit . . . Ich sterbe gleich . . . Die Leute haben mir diesen Pfarrer geholt . . . und da ich mußte, daß Sie hier sind, ließ ich Sie rufen . . . Ihnen will ich beichten . . . weil Sie mir das Leben gerettet haben . . . damals.“

Er zupfte mit seinen unruhigen Fingern am Strohsack herum. Und mit rauher, energischer, leiser Stimme sagte er:

„Ihnen . . . schulde ich die Wahrheit . . . Ihnen . . . denn irgend einem muß ich sie gestehen, ehe ich diese Erde verlasse.“

Ich habe die Kinder getötet . . . alle . . . ich . . . aus Mache!

Hören Sie mich an. Ich war ein ehrlicher Mann, ein sehr ehrlicher . . . sehr reiner Mann — ich betete Gott an — den guten Gott — den Gott, der uns lieben lehrt, nicht den falschen Gott, den Henker, den Dieb, den Mörder, der auf Erden herrscht. Ich hatte noch niemals etwas Böses, etwas Gemeines getan. Ich war unschuldig, wie keiner es ist.

Ich war verheiratet, ich hatte Kinder, und ich liebte sie, wie noch nie ein Vater — auch keine Mutter — seine Kinder geliebt hat. Ich lebte nur für sie. Ich war närrisch in sie verliebt. Sie starben alle drei! Warum? warum? Was hatte ich verbrochen? Eine wütende Empörung stand in mir auf; und dann plötzlich öffnete ich die Augen, wie einer, der aus dem Schlaf erwacht, und begriff, daß Gott boshaft ist. Warum hatte er meine Kinder getötet? Ich öffnete die Augen und sah, daß er zu töten liebt. Er liebt nur das eine. Er weckt das Leben nur, um es zu zerstören! Gott ist ein Mörder. Alle Tage muß er Tote sehen. Er tötet zu seinem Vergnügen, auf allerlei Art. Er hat die Krankheiten, die Unglücksfälle erschaffen, um in den langen Monaten und Jahren Unterhaltung zu haben; und wenn er sich langweilt, läßt er die Epidemien kommen, Pest, Cholera, Bräune, Pocken; ich weiß nicht, was dies Ungeheuer sich alles ausdenkt! Aber alle diese Uebel genügen ihm noch nicht! Von Zeit zu Zeit läßt er Kriege entbrennen, um zweihunderttausend Soldaten zu sehen, die mit zerstückten Armen und Beinen, mit gespaltenen Schädeln in ihrem Blut im Staube liegen, wie zerbrochene, auf die Straße geschmissene Eier.

Das ist noch nicht alles. Er sorgt dafür, daß die Menschen sich fressen. Und dann, wenn die Menschen besser werden als er, hat er Tiere, die von den Menschen gejagt, erwürgt und gegessen werden. Das ist noch nicht alles. Er hat kleine Tiere geschaffen, die nur einen Tag leben, die Mücken, die zu Milliarden

in einer Stunde sterben, die Ameisen, die wir zertreten, und andere, — so viele, daß wir uns ihre Zahl nicht vorstellen können. Und das alles tötet sich gegenseitig, stirbt unaufhörlich. Und der gute Gott sieht zu und amüsiert sich, denn er sieht alles, er, die Größten und Kleinsten, sie, die im Wassertropfen leben, und sie, die auf andern Sternen wohnen. Er sieht ihnen zu und amüsiert sich. — Er ist Canaille!

Da habe auch ich angefangen zu töten: Kinder. Ich habe ihm ins Handwerk gepfuscht. Nicht er hat sie getötet, sondern ich, und viele noch hätte ich getötet; aber ich wurde festgenommen.

Ich sollte sterben, sollte geköpft werden. Ich! Wie hätte das Schenkel gelacht! Da ließ ich einen Priester kommen und habe gelogen; in der Weichte gelogen; und ich blieb am Leben.

Jetzt ist alles zu Ende. Ich kann ihm nicht mehr entschlüpfen. Aber ich fürchte ihn nicht, ich verachte ihn zu sehr.“

Es war schrecklich anzusehen, wie dieser Glende leuchte, mit krampfhaftem Schluchzen sprach, den Mund weit aufriß, um zu weilen kaum verständliche Worte zu hauchen, wie er röchelte und an dem Linnen seines Strohsacks, zupfte, wie unruhig er unter der fast schwarzen Decke seine magern Beine bewegte.

O, das furchtbare Geschöpf und die entsetzliche Erinnerung!

Ich fragte ihn:

„Haben Sie mir sonst nichts mehr zu sagen?“

„Nein.“

„So leben Sie wohl.“

„Adieu, Herr Staatsanwalt, eines Tages vielleicht . . .“

Ich wendete mich an den Priester, der, bis an die Lippen erblaßt, an der Wand lehnte.

„Bleiben Sie noch, Hochwürden?“

„Ich bleibe.“

Da spottete der Sterbende:

„Ja, ja, er schickt seine Raben zu den Leichnamen.“

Ich hatte genug; ich riß die Tür auf und machte, daß ich davonkam.“

(Nachdruck verboten.)

Ein flüssiges Metall.

Von Dr. Heinrich Wiesenthal.

Mit den Metallen verbinden wir ohne weiteres den Begriff des Festen, Starren, Harten, und die Zusammenstellung flüssiges Metall will uns fast, wenn wir nicht gerade an den Schmelzzustand denken, als Widerspruch erscheinen. Dennoch gibt es unter den Metallen eins, das bei gewöhnlicher Temperatur flüssig wie Wasser ist und das im täglichen Leben mannigfache praktische Verwendung findet, ich meine das Quecksilber. Schon die Vorstufe Quec (quid, fed, die altdeutschen Ausdrücke für beweglich, lebhaft) kennzeichnet seine Natur; seine Unbeständigkeit, seine leichte Beweglichkeit sind sprichwörtlich geworden, sagt man doch von gewissen Leuten, sie sind wie Quecksilber (etwa im gegensätzlichen Vergleich mit dem Blei). Aber nicht nur seine Flüssigkeit, auch andere Eigenschaften unterscheiden es von den übrigen Metallen. An der Luft bleibt Quecksilber unveränderlich, d. h. in chemischer Beziehung und fängt schon bei Zimmerwärme an zu verdunsten, mit den meisten Metallen geht es bereits bei bloßer Berührung Verbindungen (Amalgame) ein u. a. m. Je nachdem das Quecksilber in diesen Amalgamen vorwaltet, sind sie flüssig oder breiig, sonst metallisch fest. Solange das silberweiße, stark glänzende Metall, das nahezu 14mal schwerer als Wasser ist, keine anderen Bestandteile enthält, fließt es über glatte Flächen in runden Tröpfchen, ist es aber mit fremden Metallen, Schmutz usw. vermischt, so zieht es lange Tropfen und läßt auf Glas und Porzellan eine graue Haut zurück; man sieht also, eine einfache Methode, das teure Metall auf seine Reinheit zu prüfen.

Aus dem flüssigen Aggregatzustand ist es ohne Schwierigkeit in den gasförmigen und festen überzuführen: Erhitzt man es auf etwa 360 Grad, so beginnt es zu sieden und verwandelt sich in ein farbloses Gas, während es bei einer Abkühlung auf — 39,4 Grad zu einer festen kristallinen Masse gefriert. Obwohl es sich nun wegen der Gleichmäßigkeit seiner Ausdehnung beim Erwärmen gut zur Temperaturmessung (Thermometer) eignet, steht sein Gefrierpunkt der Messung niedriger Temperaturen natürlich im Wege, ja, schon in Polargegenden versagen Quecksilberthermometer aus diesem Grunde.

Gediegen, also in Tröpfchenform, tritt es nur vereinzelt in der Natur auf, oft ist es mit anderen Metallen, wie Silber und Gold, mit Chlor (Hornerz), am meisten aber mit Schwefel verbunden und aus diesem Schwefelquecksilber, Zinnober genannt, wird es auch gewonnen. Die diamantglänzenden, durchscheinenden, roten Zinnoberkristalle finden sich nur an wenigen Punkten der Erde, so bei Almaden in Spanien, bei Idria in Krain, in Kalifornien, dem berühmten Goldland, und endlich in dem metallreichen Mexiko. Das größte Quecksilberbergwerk der Welt hat das spanische, etwa 8000 Einwohner zählende Städtchen Almaden. Im 16. und 17. Jahrhundert wurden die Gruben von den Juggers ausgebeutet, die deutsche Bergleute hinunterkommen ließen, weil sie mit dem dortigen Arbeitermaterial nichts anfangen konnten. Mitte des vorigen Jahrhunderts ging die Pacht und vorwiegend der Vertrieb

in die Hände der Londoner Rothschilds über. Sie haben bei dem Geschäft wohl ihre Rechnung gefunden, denn sie erneuerten den Vertrag wiederholt und hätten allmählich den ganzen Quecksilberhandel monopolisiert, wenn ihnen nicht die Entdeckung der kalifornischen Lager einen Strich durch die Rechnung gemacht hätte. Die nordamerikanischen Fundstätten sind insofern von besonderem Interesse, weil sie sich noch heutigen Tages in der Weiter- und Neubildung befinden. Die Küstenlinie von Kalifornien mit ihren zahlreichen heißen Quellen, den Resten vulkanischer Tätigkeit, ist reich mit Quecksilbererzen durchsetzt. Ferner hat die Gegend von Idria, einem Städtchen des Herzogtums Krain, ergiebige Quecksilberlager, die Ausgangs des 15. Jahrhunderts entdeckt wurden. Auch in Mexiko, das außer Platin nahezu alle Metalle produziert, wird seit Anfang der 80er Jahre Quecksilberbergbau betrieben. So zahlreiche Lagerstätten hier vorhanden sind, der Gehalt der Erze ist sehr gering, während z. B. die spanischen Zinnober bis 9 Proz. reines Metall ergeben, führen die mexikanischen nur 1 Proz. und weniger. Die Gesamtproduktion stellte sich nach einer vor drei bis vier Jahren bekanntgewordenen Statistik auf etwa 3500 Tonnen Reinmetall, von dem fast die Hälfte Spanien lieferte, dann kam Amerika, Oesterreich-Ungarn und Rußland.

Aus der leichten Verflüchtigung des Quecksilbers ergibt sich keine Gewinnung. Die Erze werden in Schacht- oder Flammöfen geröstet, wobei Schwefel zu schwefliger Säure verbrennt, das sich vergasende Metall aber in ausgemauerten Verdichtungsflämmern beginnend, in von Wasser umgebenen Ton- resp. Eisentöpfen aufgefangen und kondensiert wird. Oder man destilliert den Zinnober mit einem Gemisch von Eisen und Kalzium aus eisernen Retorten, wobei der Schwefel an die beiden Zusätze gebunden wird und das Metall allein entweicht; das so gewonnene Produkt ist aber erklärlicherweise nicht frei von anderen Metallen. Destilliert man gereinigtes Schwefelquecksilber mit Eisenfeilspänen, so soll sich ein leidlich reines Metall ergeben. Der elektrische Schmelzofen, mit dem man in der Reinherstellung von Metallen so wunderbare Resultate erzielt hat, ist auch hier herangezogen worden, man hat ihn mit einer Kalzium-Zinnobermischung beschickt und das sich verflüchtigende Metall in Kühlgefäßen kondensiert, aber die Versuche haben im Hüttenbetrieb schon der hohen Kosten wegen noch keine Wertung gefunden. Anders steht es mit der elektrolytischen Darstellung, d. h. der Zerlegung des Zinnobers durch den elektrischen Strom.

Bevor man das nach einer der genannten Methoden gewonnene Metall verarbeitet, wird es nochmals durch einen Leder- oder Reinwandbeutel gepreßt, wohl auch nochmals destilliert oder mit Salpetersäure gewaschen und dann in schmiedeeisernen Flaschen auf den Markt gebracht. Die spanischen und mexikanischen Flaschen fassen 34,5 Kilogramm reines Metall zum Preise von 150—160 M., die kalifornischen halten etwas mehr.

Quecksilberdämpfe sind bekanntlich ein schweres Gift und da sich das Metall schon bei Zimmerwärme verflüchtigt, sind die damit beschäftigten Arbeiter, wie die Berg- und Hüttenleute, die Verfertiger von Thermometern, Barometern, Manometern und Luftpumpen großen Gefahren ausgesetzt. Beim Betrieb von Quecksilberhütten sind weibliche und jugendliche Arbeiter vollständig ausgeschlossen, kürzeste Arbeitszeiten, Wechsel der Kleidung beim Verlassen des Betriebes, sorgfältigste Reinhaltung von Mund und Händen, ständige ärztliche Kontrolle sind Mittel, die Wirkungen des Giftes zu mildern, sie auszuheben ist nicht möglich. Bei der Herstellung von Spiegeln hat das giftige Metall glücklicherweise mit Justus Liebig's Erfindung dem Silber Platz machen müssen; wo noch Quecksilberspiegel hergestellt werden, sind weitestgehende Vorsichtsmaßregeln zur Milderung der Gesundheitschädigung getroffen. In der Farbenfabrikation spielt der Zinnober eine hervorragende Rolle, ja, seine Anwendung geht bis weit in die vorchristliche Zeitrechnung zurück; heute stellt man ihn für die Farbenindustrie meist auf künstlichem Wege her, und zwar nach dem Trodnenverfahren durch Zusammenreiben von Quecksilber und Schwefel und Sublimation (Trennung durch Erhitzung) dieses Gemisches; die dunkelrote, kristallinische Masse wird dann noch gewaschen und zu feinem Pulver zermahlen. Beim sogenannten nassen Verfahren erwärmt man die beiden Bestandteile mit Kalilauge und wäscht sie dann, sobald sie den gewünschten Farbton erhalten haben, gleichfalls aus. Bei den Verrichtungen, welche besonders viel Staub entwickeln, müssen die Arbeiter eine an den Raucherganzung erinnernde Kleidung tragen, ferner ist Gesichtsmaske mit Vorrichtung zum Zuführen frischer Luft vorgeschrieben. Daß zu allen Quecksilber gewinnenden und bearbeitenden Betrieben nur ferngestandene Arbeiter zugelassen werden, ist selbstverständlich, die meisten müssen aber schon nach kurzer Zeit einen anderen Beruf ergreifen. Außer beim Amalgamationsverfahren in der Gold- und Silbergewinnung, zum Aetzen von Horn und Metallen findet das giftige Metall in der Medizin (Sublimat, Salomel) Verwendung.

Kleines feuilleton.

Kulturgegeschichtliches.

Das Brotbacken im mittelalterlichen Dorfe. Wenn die grundherrliche und die städtische Politik im Mittelalter

das Aufkommen selbständiger Gewerbe in den Dorfgemeinden meist zu verhindern wußten, war doch eine Versorgung der Dorfbewohner mit Gewerbestücken mancher Art durch den städtischen Markt nicht immer möglich. Das gilt wohl in erster Linie für das tägliche Brot. Lange Jahrhunderte hindurch geschah das Brotbacken im deutschen Dorfe im gewerblichen Betriebssysteme des Hausfleißes, d. h. es wurde in der Familie für die Familienmitglieder das Brot hergestellt, wie das ja nicht nur ganz vereinzelt bis zum heutigen Tage auf dem Lande in kleinen Ortschaften, zum Teil auch auf den Gütern des großen Grundbesitzes vorkommt. Wenn auch das Teigmachen bis in das 19. Jahrhundert auf dem Lande vielfach eine häusliche Betätigung blieb, so ergab sich doch früh das Bedürfnis, den Backprozeß außerhalb des Hauses vornehmen zu lassen, weil die wenigsten Dorfhütten und Häuser Döfen besaßen, die sich zur Herstellung des Brotes eigneten. Die grundherrliche Gewalt errichtete häufig in den Dörfern Backöfen, für deren Benutzung eine erhöhte Dienbarkeit der Dorfgemeinschaft gefordert wurde. Der Grundherr oder, wo er es nicht tat, die Gemeinde, stellte zu dem Backofen auch noch die erforderlichen Geräte, wie Mulde, Sieb und anderes bei. Ein Dorfbewohner übte neben dem häuslichen Beruf in der Regel den des Bäckers aus. Auch weibliche Hilfskräfte, die „Backhausmägde“, wurden verwandt. Das Heizungsmaterial lieferte der oder die Kunden, je nach der Menge des verbackenen Mehles. Die Bereitung des Teiges lag bald dem Bäcker, bald dem Kunden ob; dieser konnte den Döfen dann in das Haus kommen lassen, wo für er einen höheren Lohn beanspruchen durfte. Dr. Walter Badtke, dessen interessanter wirtschaftsstatistischer Studie „Zur Entwicklung des deutschen Bäckergewerbes“ (Verlag: Gustav Fischer, Jena) wir diese Angaben entnehmen, schreibt dann wörtlich: „An manchen Orten ist der Bäcker verpflichtet, Pferd und Karren zum Abholen des Teiges zu schicken, er darf den Teig nicht tragen, damit „niemand sein Mehl erkalte oder verderbe.“ Das Holz zum Heizen des Ofens liefert meist der Backgast, bisweilen wird es dem Bäcker aus dem Baumholz zur Verfügung gestellt. Die Anzahl der vom Bäcker zu liefernden Brote ist genau festgesetzt, die Entlohnung geschieht stets in einer bestimmten Anzahl Brote, nie in Geld. Ueberall begegnet man dem Bäcker mit einem gewissen Mißtrauen und die Vorschriften, die Bauernschlauheit ersann, um Unterschlagungen zu verhüten, sind überaus mannigfaltig. So muß zum Beispiel in Guttenberg der Bäcker, wenn er den Teig zum Backhaus trägt, vorn gehen, der „arme Mann“ hinter ihm. Damit der Bäcker kein Mehl beiseite schafft, indem er bei dem Aufmachen des Teiges zu viel auf die „Bente“ streut, ist dem Backgast das Recht gegeben, mit dem Arm über den Backtisch zu fahren und das Mehl abzukehren, aber nicht mit einem Besen. In Hochstetten darf das fertige Brot nicht über Nacht stehen bleiben und dergleichen mehr. Damit der Bäcker nicht ungleich große Brote backe und die größten für sich als Backlohn nahm, war meist bestimmt, der Bäcker hätte das Brot aus einmal in das Haus des Kunden zu fahren, beim Abladen hinten oder vorn mit dem Zählen zu beginnen und seinen Lohn zuletzt auf dem Karren liegen zu lassen.

Technisches.

Marconis neuer Funkengeber. Die Gesellschaft für drahtlose Telegraphie, die den Namen Marconis trägt und ihren Sitz in England hat, wird nunmehr eine Neuerung einführen, die im Falle des Erfolges einen lange gehegten Wunsch erfüllen wird. Es handelt sich um eine vollständig neue Art der Gebereinrichtung, deren Zweck eben darin besteht, den elektrischen Wellen eine bestimmte Richtung zu geben, so daß sie weder durch unberechtigte Stationen aufgefangen noch durch deren Tätigkeit gestört werden können. Die Hauptsache bei der Neuerung liegt darin, daß nicht mehr wie bisher eine senkrechte Antenne (Draht), sondern eine wagerechte gebraucht wird, die einfach auf dem Boden gelegt oder dicht über dem Boden oder auch über eine Wasseroberfläche ausgespannt wird. Das eine Ende dieses Leiters steht mit einem Funkengeber in Verbindung, das andere Ende führt in die Erde. Die elektrischen Wellen gehen nun von dieser Antenne hauptsächlich in einer Ebene aus, die auf dieser senkrecht steht und zwar in besonderer Stärke von dem Funkenende. Es können also nur Empfänger, die ganz oder nahezu in der Richtung dieser Ebene liegen, von den Wellen getroffen werden und eine Vorrichtung aufnehmen. Wenn die Wellen eine weite Reise zurücklegen sollen, so darf der Leiter nicht ganz auf dem Boden liegen, aber er braucht sich auch nicht weit darüber zu erheben, was selbstverständlich ein Vorzug ist, da die Notwendigkeit solcher turmhoch aufragenden Bauten wie bei der Raucener Station dadurch berradend wird. Wird die Antenne außerdem noch so eingerichtet, daß sie in einer wagerechten Ebene um das Funkenende gedreht werden kann, so können Depeschen nach jeder beliebigen Richtung ausgesandt werden. Ob diese Erfindung den Ansprüchen, die man an sie stellen wird, zu genügen vermag, darüber scheinen noch keine hinreichenden Erfahrungen vorzuliegen, und der „Elekrotechnische Anz.“, der eine Beschreibung dieser neuesten Marconi-Anlage gibt, enthält sich jeder Prophezeiung über ihren Erfolg.